

## Forschungssupervision: Ein Fallbeispiel

Anita Barkhausen

Forschungssupervision ist kein geschützter Begriff. Ich verwende ihn jetzt seit etwa fünf Jahren für meine unterstützende Arbeit mit angehenden WissenschaftlerInnen. In dieser Zeit habe ich den Begriff durch meine praktische Tätigkeit und diverse veröffentlichte Fachartikel<sup>1</sup> immer wieder theoretisch umrissen und praktisch mit Leben gefüllt. An dieser Stelle soll eine möglichst schlichte und verallgemeinerbare Definition genügen: Forschungssupervision reflektiert inhaltlich, methodisch und persönlich den Gegenstand und Prozess eines Forschungsprojekts (z.B. bei Dissertationen oder Habilitationen). Was nun folgt, ist eine kurze Vorstellung meines Arbeitsansatzes am Beispiel einer Dissertationssupervision.

Lotta K.\* suchte mich als Forschungssupervisorin auf, weil sie – wie sie sagte – ihr Dissertationsthema noch nicht genügend präzisiert habe und sich für die Herausarbeitung einer klaren Forschungsfrage von mir Unterstützung erhoffte. Lotta ist Germanistin, zu diesem Zeitpunkt 29 Jahre alt und fast seit einem Jahr Stipendiatin in der Promotionsförderung eines Begabtenförderwerkes. Bei unserem ersten Zusammentreffen ließ ich mir von Lotta berichten, womit sie sich in ihrer Promotion befassen wollte. Mit gezieltem Notizblock saß ich da und stellte mich darauf ein, aus ihren Zugängen zum Themenfeld im Laufe der nächsten ein oder zwei Stunden eine für sie stimmige Forschungsfrage herauszuarbeiten.

Während ihrer ernsthaft vorgebrachten Ausführungen stellte ich an mir selber eine merkwürdige Konzentrationsschwäche fest. Es fiel mir schwer, Lottas Darlegungen zu folgen. Meine Gedanken schweiften immer wieder ab, obwohl ich weder übermüdet noch anderweitig abgelenkt war. Lotta sprach schon eine ganze Weile und mein Notizblock war immer noch leer. „Warum fällt es mir nur so schwer, mich gemeinsam mit Lotta auf ihr Dissertationsthema zu konzentrieren?“, fragte ich mich irritiert. „Schließlich bin ich doch besten Willens, ihr behilflich zu sein.“ Als Supervisorin lenken mich solche Resonanzen (in der Psychotherapie auch Gegenübertragungsfänomene genannt) nicht etwa von meiner eigentlichen Aufgabe ab, sondern führen mich direkt zum Kern des Problems.

Während Lotta unangefochten weiter sprach, traf ich innerlich eine Entscheidung. Ich sagte mir: „Wenn ich ihr so schlecht folgen kann, dann erlaube ich mir ab jetzt, gar nicht mehr auf das zu achten, was sie sagt. Stattdessen höre ich einmal genauer hin, wie sie mir von ihrem Promotionsprojekt erzählt.“ Schon nach wenigen weiteren Minuten war mir klar, was an Lottas Art zu sprechen meine Konzentrationsschwäche ausgelöst hatte. Lotta machte keinen Punkt. Ihre lange Rede bestand aus einem einzigen, nicht enden wollenden Satz. Nach jedem Gedankengang setzte sie ein Komma und ließ einen weiteren Aspekt folgen. Ich machte sie behutsam darauf aufmerksam und bat sie, beim Weitersprechen einmal darauf zu achten, hin und wieder einen Punkt zu machen. Lotta gab sich redliche Mühe, doch es gelang ihr nicht. Damit wurde deutlich, dass es sich hier um mehr als eine unvoreilhaftige Sprechgewohnheit handelte.

Was hatte es mit dieser Sprechweise auf sich? Lotta litt unter einem überhöhten Anspruchsniveau. Jeder normale Satz kam ihr zu profan vor, um ihn für sich stehen zu lassen. Sie wollte immer noch etwas hinzufügen, weil alles bisher Gesagte in ihren Ohren nicht ausreichte, um bestehen zu können. Ihr Problem, das Forschungsthema zu konkretisieren, war nur ein frühzeitiger Ausdruck dieses Dilemmas. Ich erkannte: Wenn sich ihr überhöhtes Anspruchsniveau nicht bald auf ein menschliches Maß zurückschrauben ließe, bekäme sie im Laufe ihrer Promotion noch eine ganze Reihe anderer Probleme – wie z.B. eine Schreibblockade, Selbstwertzweifel und Vereinsamungserscheinungen – ganz zu schweigen von der letzten großen Hürde, nämlich die Begrenzungen ihrer Dissertation zu akzeptieren und sie eines Tages für abgeschlossen zu erklären. Menschen wie Lotta laufen Gefahr, aus ihrer Dissertation ein Lebenswerk zu machen; ihr unmenschlich hoher Anspruch macht sie klein.

Ich stellte die Präzisierung ihrer Forschungsfrage für eine Weile zurück und bat sie, mir einmal folgenden Satz zu sagen: „Ich bin nur ein Mensch, mein Tag hat nur 24 Stunden, und ich habe nur ein Leben.“ Diese Intervention klingt erst einmal banal – ist sie aber nicht, weil hier eine allgemein menschliche Begrenzung mit einem bislang perfektionistischen Selbstbild kollidiert. Durch das Aussprechen integrierte sich die neue Botenschaft in die Persönlichkeit und verändert diese ein wenig. Anfangs sprach mir Lotta den oben genannten Satz so unbeholfen nach, als würde sie die erste Lektion in einer fremden Sprache auswendig lernen. Es kam ihr künstlich und ein bisschen albern vor, das zu sagen. Aber ihr Gefühl der Künstlichkeit war vor allem ein Zeichen dafür, dass die von mir vorge-

<sup>1</sup> kostenloses Download unter <http://www.anita-barkhausen.de> (10.03.05)

\*Name anonymisiert

schlagenen Worte eine ganz und gar ungewohnte und neue Haltung erforderten. Die Worte fühlten sich noch so fremd für sie an, als würde sie Theater spielen. Ich fragte sie daher, ob es in dem Satz irgendeinen Teil gäbe, dem sie nicht zustimmen könne. Lotta überlegte. Nein, die Aussagen in dem Satz fand sie schon prinzipiell richtig, es fiel ihr nur schwer, so banale Begrenzungen für sich selbst zu akzeptieren. Nun ja, da musste sie durch, befand ich und ließ sie den Satz mehrfach wiederholen. Lotta sagte ihren Satz erst zu mir, dann holten wir einen leeren Stuhl, der ihren Doktorvater symbolisierte, und sie stellte sich vor; ihm gegenüber den gleichen Satz zu sagen. Mit einer ähnlichen Imaginationübung wiederholte sie diese Äußerung gegenüber den anderen Promovierenden in ihrem Kolleg, gegenüber ihren Eltern, gegenüber der Stiftung etc. Lotta fühlte sich immer selbstverständlicher mit dem Satz und dann kamen ihr Tränen der Erleichterung.

Als Lotta mich zwei Wochen später aufsuchte, berichtete sie mir, dass sie aufgrund unserer vorangegangenen Sitzung das Bedürfnis verspürte, ihr Leben zu entrümpeln. Ihr sei bewusst geworden, dass sie neben der Promotion viel zu viele andere Verpflichtungen habe. Gemeinsam mit mir wolle sie noch einmal überprüfen, was davon realistischerweise zu schaffen sei und wovon sie sich schweren Herzens trennen müsse. Denn sie wäre im Begriff zu akzeptieren, dass auch sie nur ein Leben hätte und ihr Tag nur 24 Stunden enthielte. Wir machten uns also an die Arbeit mit dem Ergebnis, dass Lotta ihre Teilstelle um fünf Stunden reduzierte (der finanzielle Verlust ließ sich verschmerzen) und eine ehrenamtliche Tätigkeit an den Nagel hängte.

Wieder 14 Tage später bat ich sie, mir noch einmal von ihrem Disserertationsthema zu erzählen. Lotta berichtete erneut von ihren Plänen, und dieses Mal konnte ich ihr mühelos folgen. Sie sprach ganz anders, und ich hörte ihr interessiert zu. Während sie sprach, konkretisierte sich Lottas Fragestellung für sie selber erstmalig, und so gelang ihr die Präzisierung ihrer Forschungsfrage schließlich fast ohne mein Zutun.

Natürlich ist die Problemlage bei jeder Forschungssupervision eine andere, aber das Beispiel von Lotta veranschaulicht, wie ich als Supervisorin mit Promovierenden arbeite. Allgemein gesagt geht es mir darum herauszufinden, wo jemand in seinem lebendigen Forschungsprozess blockiert ist. Die meisten dieser Blockaden zeigen sich schon im direkten zwischenmenschlichen Kontakt und lassen sich auch dort bearbeiten. Nun ist es ganz normal, bei einem so komplexen und langfristigen Projekt wie

einer Promotion hin und wieder blockiert zu sein. Manchmal steht eine Blockade auch dafür, dass wir kurz vor einer neuen Erkenntnis stehen, und es wäre geradezu fatal, eine solche schöpferische Krise als unproduktiv und furchtbar problematisch abzuwerten. Aber ab wann wird eine Blockade supervisionsbedürftig? Mein Richtwert lautet: Wenn sie über einen Monat anhält und die eigenen Problemlösungsstrategien nicht geholfen haben.

## LINK

<http://www.anita-barkhausen.de/10.03.05>